



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Momos: Etwas über die Ära Cassirer

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Etwas über die *Ura* Cassirer



Es mag ziemlich gewagt erscheinen, über ein Unternehmen, das offenbar auf der Höhe seiner Entwicklung steht, eine Art retrospektiver Betrachtung anzustellen, aber da es nach dem Ausspruche seines Gründers und Leiters selbst in ganz neue Bahnen einzulanten begonnen hat, so wird es sich einen derartigen Rückblick schon gefallen lassen müssen. Herr Paul Cassirer war, als er im Jahre 1898 seinen Kunstsalon auftat, einer von jenen Gescheiten, von denen man so richtig zu sagen pflegt, daß sie einem dringenden Bedürfnis abzuhelpen wußten, und jetzt, nach fünfzehn Jahren, kann man sich fragen, ob er nicht vielleicht — wie schon so mancher — im Begriff ist, zu den weniger Gescheiten überzugehen, die über ihren Erfolgen vergessen, daß die Bedürfnisse von heute nicht mehr die von neulich sind. Damals war er derjenige, der mit einem sympathischen Anflug von mutigem Idealismus, wie er dem spekulierenden Kunsthändler so vortrefflich ansteht, neue Werte einzupflanzen unternahm, die in der Fremde gediehen waren und hier erst Wurzel fassen sollten. Er mußte dabei mit einer starken Gegnerschaft rechnen, nämlich aus all den Kreisen, die in Kunstfragen keine Revolution vertragen, unter ihnen solche von Geschmack und Kapital — beides schmerzliche Verlustreihen. Seine Anhänger konnte er zunächst nur dort finden, wo es galt, ein lebhaftes, aus Mangel an Tradition aber noch vages Sensationsbedürfnis irgendwie zu befriedigen, dann aber — und das war ihm wichtiger — vornehmlich unter denen, deren gesteigertes und verfeinertes Kunstempfinden die Ode des Hergebrachten empfand und nach Werken verlangte, die — gleichviel woher sie kamen — neues zu sagen hatten und die Schaffensfreude der Jungen anzuspornen geeignet waren. Herr Cassirer führte also — allen nationalen Bedenken zum Troß — moderne Franzosen ein; er stellte den Berlinern nach und nach alle Phasen und Richtungen des Impressionismus vor, er wurde der Sezession, die nicht ohne sein Verdienst aus der Berührung mit diesen neuen Strömungen als heimische Gruppe hervorging, Hort und Schirm. Die Künstler holten sich in seinem Salon ihre besten Anregungen, die Kritik feierte ihn, Museen und Sammler kauften seine Bilder, und die verwöhntesten Kunstfreunde schworen auf sein Urteil.

Ist es etwa heute anders? Vorläufig jedenfalls nicht; denn soeben erst hat er seine Räume um ein Stockwerk vermehrt und nach wie vor pilgern anhängliche Scharen zu jeder seiner Ausstellungen, nach wie vor gilt er als die führende Persönlichkeit auf dem modernen Kunstmarkt. Ja, einen Erfolg, wie er in den Annalen der Künstlerzünfte vielleicht einzig dasteht, hat er noch kürzlich errungen: die Berliner Sezession hat ihn — den Kunsthändler — zu ihrem Präsidenten erwählt. Die Tragweite eines derartigen Beschlusses — fast von der Bedeutung eines Staatsstreiches — leuchtet wohl jedem ein, und so wenig man von irgendeinem Standpunkte aus diesen Schritt einer hochangesehenen Künstlervereinigung wird billigen können, so muß man doch darin ein berechtes Zeugnis für das blinde Vertrauen erkennen, das alle dem Einfluß und der Organisationskraft dieses Mannes entgegenbringen. Und der erste greifbare Erfolg dieser Personalunion, die imposante Corinth-Ausstellung im Hause am Kurfürstendamm, sollte eher zu einem begeisterten Lobgesang als zu einem warnenden Unkenruf an die Adresse des Veranstalters verleiten.

Trotzdem bleibt freilich die Frage, ob Herr Cassirer durch die Erwerbung dieses morschen Kolosses — denn um einen solchen handelt es sich bei der Sezession offenbar — neben dem materiellen auch ein ideelles Verdienst zu verzeichnen haben wird, und das möchte man bezweifeln. Denn er begibt sich damit, ob er will oder nicht, in eine konservierende Strömung, wie er sie selbst so lange erfolgreich bekämpft hat, und fordert geradezu das Auftreten neuer Persönlichkeiten heraus, die für die junge Generation einzutreten bereit sind, da er selbst mit ängstlicher Hand das eben Gewesene zurückzuhalten und zu sammeln sucht.

Alle Anzeichen sprechen dafür, daß der Cassirer von heute doch nicht mehr ganz der von damals ist oder vielmehr, daß er es allzusehr geblieben ist. An seinen Ausstellungen war immer etwas zu bemängeln: die Dualität der Bilder ließ oft sehr zu wünschen übrig; man sah bei ihm häufig große Namen in Werken vertreten, die nur enttäuschen konnten und die gerade das Gegenteil von dem erreichten, was sie hätten bezwecken sollen; man sah neben den bedeutenden Meistern kleine, klägliche Erscheinungen, die man herzlich gern entbehrt hätte, und die offenbar nur deshalb mitkamen, weil sie „auch“ Franzosen waren, man fand schließlich die Auswahl der deutschen Impressionisten bisweilen ungeschickt, tendenziös. Aber man nahm doch eigentlich stets einige erfreuliche Eindrücke mit, für deren Vermittlung man dankbar sein mußte. Daran wird es gewiß auch in Zukunft nicht fehlen, nur sieht man plötzlich den berühmten roten Faden nicht mehr, der zuerst so geschickt angesponnen wurde und später, wenn auch nicht immer, so doch dann und wann sich aus dem Wirrwarr des Knäuels deutlich abhob. „Wohin treiben wir?“ Diese Frage legte man sich wiederholt vor, als bei der Neueröffnung des Hauses im Oktober Herr Cassirer die rätselhafte Verheißung machte, von jetzt an werde es bei ihm ganz anders aussehen als zuvor, und als dann Kollektionen vom biederen Kaldkreuth, Brockhusen,

Strathmann, Beckmann u. a. kamen statt der erwarteten Überraschungen — „wohin treiben wir?“ Und eines Abends ging man in einen so betitelten Vortrag, den Julius Meier-Gräfe bei Paul Cassirer halten sollte. Die beiden gehören eng zusammen, denn die Ansichten, die der eine, sicherlich der beliebteste Kunstschriftsteller unserer Tage, in der Theorie entwickelt und mit großer Energie durchgekämpft hat, sind auf derselben Grundlage entstanden und haben dasselbe Ziel wie die praktische Tätigkeit des anderen. Beide können sich die Einbürgerung der modernen Malerei von Manet bis van Gogh bei uns zum Verdienst anrechnen, wie man ihnen beiden gleichermaßen wird nachzuweisen haben, wie sie sich bei der Überschätzung dieser Strömung verrannt haben. Man konnte also darauf gefaßt sein, daß die Stellungnahme Meier-Gräfes zu den neuesten Kunstströmungen ungefähr auch die Anschauungen Cassirers widerspiegeln würde. Und darin wurde man allerdings nicht enttäuscht, denn die geradezu rührende Befangenheit mit der der Redner zu dem Resultate gelangte, daß mit dem Impressionismus die ganze Malerei überhaupt aufhöre, und der groteske Angstschrei, mit dem er gegen alle Neuerer samt und sonders in die Posaune stieß, paßten vortrefflich zu dem retardierenden Tempo, das auch Cassirer neuerdings anzuschlagen scheint. Erstaunlich bei diesem interessanten Doppelvorgang ist nur die Gleichgültigkeit oder Ahnungslosigkeit, die beide dem Urteil desselben Publikums gegenüber bekunden, das sie so lange mit Lederbissen verwöhnt haben, und das nun natürlich Kritik genug besitzt, um nicht mit ihnen zu „verspießen“. Sie beachten nicht, daß ihnen aus den begeisterungsfähigen und kunstempfänglichen Elementen, die früher zu ihrer Fahne stießen, allmählich ihre erbittertsten Gegner erwachsen; sie übersehen, daß sie nach und nach auch aus der Schar ihrer alten Anhänger alle die verlieren, die besser „mitkönnen“ als sie selbst. Herr Meier-Gräfe hat sich schon sein Fiasko bereitet, wird ihm Paul Cassirer auf demselben Wege folgen? Wird er die Gegenwart mit den in Sturm und Drang Schaffenden an sich vorüberbrausen lassen, aus Sorge, daß sie ihm das ruhige Geschäft stören könnte, das ihm seine Beziehungen mit der letzten Vergangenheit gewährleisten? Dann dürften doch die Jahre seiner Ära eher, als er ahnt, gezählt sein.

Momos

